Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 16 (1940-1941)
Heft: 8

Artikel: Kinderleid
Autor: Boesch-Frutiger, M. / Brefin, Anna
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066968

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kinderleid

Weder Schule noch Elternhaus können den Kindern schmerzliche Erlebnisse ersparen, und wenn sie es wollten, wäre es ein falsches Ziel. Dennoch mag sich beim Lesen dieser Beiträge mancher Vater, manche Mutter und auch mancher Lehrer wieder einmal neu bewusst werden, wie leicht verletzlich das kindliche Gemüt ist. Die Beiträge helfen vielleicht, die Erwachsenen vor mancher Achtlosigkeit zu bewahren, die tiefe und bleibende Wunden schlägt.

SEIN GESCHENK

Nach dem Leben geschildert von M. Boesch-Frutiger

Luzerner Messe . . . eine lange, vielfache Reihe von Ständen aller Art. Ja, eine richtige Budenstadt. Du kannst dir kaufen, was das Herz begehrt, und was dein Geldsäckel dir erlaubt. Und alles ist billig, billig und noch billiger . . .

Der kleine blonde Hansli schreitet bedächtig und mit Sperberaugen Ausschau haltend durch das Gewühl von Menschen und Waren. Bedächtig und ernsthaft. Er ist aus dem Bernbiet herübergekommen auf Besuch zu einer Tante, und er hat

Geld bei sich im Beutel, den er mit einer heissen Hand im Hosensack festumklammert hält. Tante Bethli hat ihm gesagt, dass es Taschendiebe gebe, und bestehlen lassen, nein, das will der Hansli sich auf keinen Fall.

Er legt seine Stirn in schwere Sorgenfalten, wie er seinen ersten Rundgang durch die ganze Messestadt beendigt hat. Was soll er nun von allen diesen Herrlichkeiten seiner Mutter kaufen? Einen Hut? Sie hat letzthin gesagt, dass sie einen neuen Hut haben müsse, und Vater hat dazu genickt. Aber, Hansli weiss zum Glück seiner Mutter nicht, wie gross ihr Kopf ist, sonst brächte er ihr sicher den schönen « Deckel », der vor etlichen Jahren die neueste Pariser Mode war, und der ihm wegen seinem kunstvoll arrangierten Blumen- und Schleiergebilde vorn drauf so in die Augen sticht. Seufzend wendet er sich davon ab.

« Der lieben Mutter » heisst es auf den Tassen, die er am Stande nebenan schon vorhin bewunderte. Ja, da sollte er noch eine kaufen « Dem lieben Vater », und dann würde der Vater knurren; denn er hasst es, wenn ungleiches Geschirr auf dem Tische steht, und eine Tasse mit « Dem lieben Hansli » sieht er nicht. Schade, jammerschade, denkt Hansli. Das wäre etwas Wunderbares, solches Geschirr, soviel Gold dran und so herrliche Sträusse in allen Farben . . . Da könnte Mutter unser glattes Geschirr mit dem einfachen blauen Rändchen einpacken und auf den Estrich tun . . . aber eben, Vater will nichs Ungleiches auf dem Tisch, und er ist auch nicht zufrieden, wenn man zuviel von einer Sache hat, und Geschirr, das ist wahr, Geschirr haben wir ja genug . . .

Es ist schwer, der Mutter etwas zu kaufen; sie hat, nach Hanslis Ansicht, so schöne Sachen, und er findet einfach nichts, was ihr fehlen sollte.

Hansli trabt weiter. Da ist ein Stand mit Wäsche, mit Handtüchern, Frottiertüchern und Küchenwäsche. Billige Waschplätze sind da gesondert aufgehängt an einer langen Stange. Mutter hat letzthin einmal zur Frau Lehmann im Hause gesagt: « Wäsche hat man eigentlich nie zuviel. » Das hat die Frau Lehmann mit ernstem Kopfnicken bestätigt. Somit geht Hansli entschlossen zur Standbesitzerin und verlangt einen Waschplätz mit gelbblauer Borte, der ihm ganz besonders gefällt. Ein Waschplätz allein ist aber noch kein ganzes Geschenk, und der arme Kleine sperbert weiter die ganze Messe ab. Nichts, aber auch gar nichts sieht er, was seiner Mutter fehlt, bis er endlich an einem Stand mit Bürstenwaren bockstill stehen bleibt. Das Schuhwichsebürstli daheim, das ist nicht mehr ganz prima. Mutter hat letzte Woche, als sie Vaters grobe Schuhe damit anstrich, gesagt, da müsse bald ein neues her. Hansli erhandelt also ein neues Bürstli und packt es zum Waschplätz ein.

Tante Bethli sagt nicht viel zu seinem kuriosen Einkauf; sie hat selber ein paar Buben aufgezogen, und sie weiss etwas von den merkwürdigen Gedankengängen der kleinen Buben.

Eine Woche später rückt der Hansli wieder daheim an, und er sagt der Mutter schon am Bahnhof, dass er ihr auf der Luzerner Messe ein, nein, zwei schöne Geschenke gekauft habe. Daheim kann er fast nicht warten, bis er auspacken und seine Gaben darbringen darf.

Mutter macht ein sehr verdutztes Gesicht, Vater aber, der immer schnell bereit ist, zu sagen, was ihm auf der Zunge schwebt, bemerkt nur ernsthaft: « Schau, Frau, der Hansli ist der Ansicht, du solltest dein Gesicht fleissiger waschen und die Schuhe besser putzen . . . »

Tief gekränkt und schwer beleidigt sitzt der Hansli nun am Tische, während die Eltern beide immer noch lachen. Nie, nie mehr kauft er der Mutter etwas auf der Messe, und sie kann doch froh sein, dass er so schön ihre Wünsche erfüllte, sagt er sich, während eine, später nie mehr verschwindende Bitterkeit sein Herz erfüllt . . .

DAS TINTENFASS

Von Anna Brefin

Das Erlebnis ereignete sich, als ich in die vierte Klasse der Primarschule ging.

Ich sehe alles noch deutlich, sehe mich selbst dabei, wie in einem Film. Da springe ich in die Schule, knapp zur Zeit, wie so oft. Im letzten Augenblick — die Lehrerin hat schon das Lied angekündigt — stürze ich ins Zimmer, rutsche in meine Bank und ziehe meinen Schulsack auf dem Tische nach. Während des Singens bemerke ich, dass der Abwart alle Tintenfässer neu gefüllt hat. Sie sind zwar geschlossen, aber kleine Spritzer zeugen von der frischen Füllung. Ja, auf meiner Bank steht ein Tintenfässlein gefüllt da. Es ist wahrscheinlich in der Eile vom Abwart vergessen und nicht in sein Loch gesteckt worden. Es steht so lustig da, ganz wacklig kommt es mir vor. Unten ist es schmal, denn dieser Teil muss ja im engen Loche Platz haben, oben hat es einen breiten Kragen, mit dem es sich am Rande des Loches festhalten muss. Recht hilflos sieht es aus, wie es so nackt und ungeschützt dasteht. Während ich es so betrachte, stösst meine Nachbarin mit dem Finger daran, das Fässlein fällt um — ich sah ja wohl, dass es keinen festen Stand hatte — und die Tinte ergiesst sich über die Bank. In diesem Augenblick sagt die Lehrerin: «Ihr seht, die Tintenfässer sind frisch gefüllt worden, gebt acht, dass ihr die Federn nicht zu tief eintaucht! »

Da nimmt meine Nachbarin sorgfältig das umgestürzte Tintenfass in zwei Finger, trägt es zum Pult und sagt: «Hier ist noch ein Tintenfass; aber es ist umgefallen. »

Nun gab es eine grosse Untersuchung. Die Lehrerin wollte wissen, wer das Fässlein umgeworfen habe. Ich glaubte damals, meine Nachbarin habe absichtlich die Tinte ausgeleert und begriff nicht, warum sie dies nicht eingestand. Unsere Lehrerin war gütig, die Strafe wäre gewiss mild ausgefallen. Jetzt freilich vermute ich, dass Marie, ohne es zu achten, das wacklige Ding umstiess. Angeben wollte ich nicht, meine Mutter hatte uns Kindern das Angeben immer als etwas überaus Unschönes und Niedriges dargestellt. Ich sagte also nichts. Aber es gab ein grossartiges Verhör.

« Hast du es umgeworfen?» fragte mich die Lehrerin.

« Nein, ich habe es nicht getan. »

« Das musst du nicht so fest behaupten », sagte sie weiter, « du bist als letzte gekommen und hast deinen Schulsack schnell über den Tisch gezogen, da können die Riemen ans Tintenfass gestossen sein, vielleicht ohne dein Wissen. »

Erna Joshida Blenk *Holzschnitt*

Nach einer chinesischen Novelle

Als ich steif und fest behauptete, ich sei an der Sache unschuldig, sagte zu meiner Empörung meine Nachbarin: «Weisst du, das ist wohl möglich, dass es so zuging, wie die Lehrerin sagt.»

Wütend schaute ich sie an, sie sollte nur merken, dass ich sie verachtete. Sie wollte also ihre Schuld auf mich schieben! Aber angeben, nein, das wollte ich nicht.

«Nun», sagte die Lehrerin, «die Schuldige wird vielleicht einmal freiwillig sagen, wie sich die Sache zugetragen hat. Wir wollen nicht mehr darüber reden.» Aber ich merkte wohl, dass sie mich als die Schuldige ansah.

Wochen vergingen. Früher hatte ich Marie als gute Freundin betrachtet. Nun mochte ich sie kaum ansehen, ich begann sogar, sie hässlich zu finden. Und immer hatte ich das Gefühl: die Lehrerin beobachtet dich, sie traut dir nicht recht. Es kam die Adventszeit. Man begann von der Weihnacht zu reden. In der Schule lernten wir Adventslieder. Die Lehrerin besprach mit uns das Lied: Mit Ernst, ihr Menschenkinder, das Herz in euch bestellt. Der dritte Vers dieses Liedes lautet:

Ein Herz, das Demut liebet,
Bei Gott am höchsten steht;
Ein Herz, das Hochmut übet,
Mit Angst zugrunde geht;
Ein Herz, das redlich ist
Und folget Gottes Leiten,
Das kann sich recht bereiten,
Zu dem kommt Jesus Christ.

«Ja», sagte die Lehrerin, «ein Herz, das *redlich* ist. Auch bei uns ist nicht alles ehrlich und redlich zugegangen. Wenn ich nur an die Tintenfassgeschichte denke ...»

Ich hörte nichts mehr von der Erklärung. Die Lehrerin hatte mich ganz deutlich angesehen, sie glaubte also immer noch an meine Schuld.

Mit der Zeit war alles wieder gut. Fast alles. Ich hatte wohl nicht die Angeberin machen wollen; aber vergeben und vergessen konnte ich nicht. Als ich in meinem Album wieder das Bildchen sah, das mir meine frühere Freundin Marie hineingeklebt hatte, riss ich es heraus, und doch hatte es so schöne, rote, seidene Röslein darauf. Auf der Gegenseite hatte Marie einen Vers geschrieben, und zum Schlusse hiess es: «*Zur freundlichen Erinnerung an deine d. l. Marie.*»

Das d. l. wurde dick durchgestrichen.

Ich vergass dieses Erlebnis nie mehr, und wenn in der Kirche das Adventslied: Mit Ernst, ihr Menschenkinder ... gesungen wurde, sang ich den Vers vom redlichen Herzen nicht mit.

***

Erna Joshida Blenk *Holzschnitt*

Nach einer chinesischen Novelle